



GABRIELLE ALIOTH

Tell – mein Vater

Mit Bildern von Laura Jurt.

Zürich: SJW 2018. 80 S., ca. Fr. 6.00

Am Anfang dieser Geschichte steht ein leeres Blatt, das der 12-jährige Tim abgibt. Beim Aufsatzthema «Meine Familie» ist ihm wind und weh geworden. Wie soll er über sie berichten, wo sein Vater verstarb, als er noch ein kleiner Junge war und er ihm nur als Schemen in Erinnerung geblieben ist? Wo die Mutter immer wieder ausweicht, einen harten Zug um den Mund bekommt, wenn Tim oder eine seiner älteren Schwestern etwas über ihn in Erfahrung bringen will? Als die Lehrerin Tim fragt, wie er sich denn seinen Vater vorstelle, meint dieser, so wie Tell, gross, stark, mutig und aufrichtig. Er wird mit dem Auftrag in die Sommerferien entlassen, einen Aufsatz über diesen Tell zu schreiben. Ein Unterfangen, in das sich bald auch die Schwestern einmischen und das in einem heimlichen Ausflug zu den Schauplätzen der Tell-Sage kulminiert.

Im Unterschied zu Jürg Schubigers «Die Geschichte von Wilhelm Tell», in dem ein Grossvater seinem Enkel die Sage mit aller erzählerischen Freiheit vermittelt, bezieht Gabrielle Alioth die wichtigsten Eckpunkte um die Genese dieses Schweizer Heldenmythos mit ein und beleuchtet ihn von verschiedenen Seiten. Das verleiht dem Text passagenweise etwas Didaktisches.

Tim wird am Ende des Sommers einen Aufsatz geschrieben haben über eine Figur, die zum Vexierbild geworden ist – so wie sein schnelles Foto aus dem Bus vom Tell-Denkmal in Altdorf, das nichts als einen schwarzen Klecks zeigt. Dafür sieht er seinen Vater jetzt klarer vor sich. Die Mutter hat endlich begonnen von ihm zu erzählen. Er hatte als Journalist einen grossen Fehler begangen, konnte sich das nicht verzeihen und kam angetrunken im Auto zu Tode. Dass Tim seinem Vater gleicht und dass auch er gut schreiben kann, ist ihm mehr als ein Trost. Tell ist der eine – sein Vater ein anderer.

CHRISTINE TRESCH